AUTHOR:

MAY, JOSEPH

TITLE:

ENTWICKLUNGSGANG DES HORAZ

PLACE:

OFFENBURG

DATE:

1887

Master Negative #

91-80135-11

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

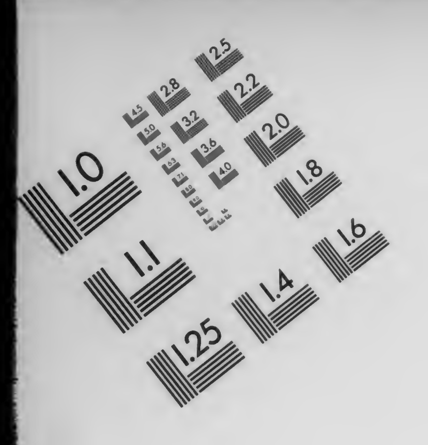
May, Joseph,
Der entwicklungsgang des Horaz in den jj. 35-30 v. Chr., von Dr. J. May... Offenburg, Reiff, 1887.
20 p. 25½ cm.

"Beilage zum Jahresbericht des Gymnasiums in Offenburg 1886-1887."

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

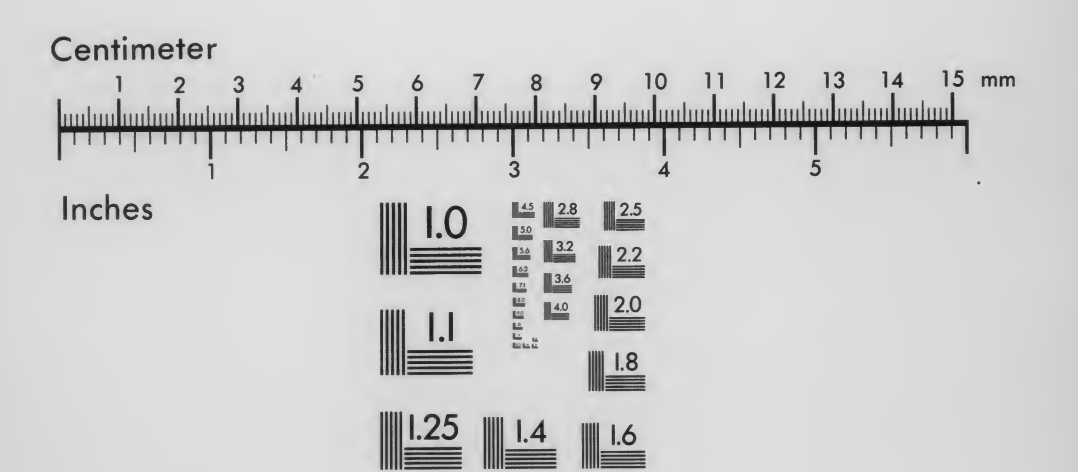
FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 12
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 7/3/91 INITIALS D.T.
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT



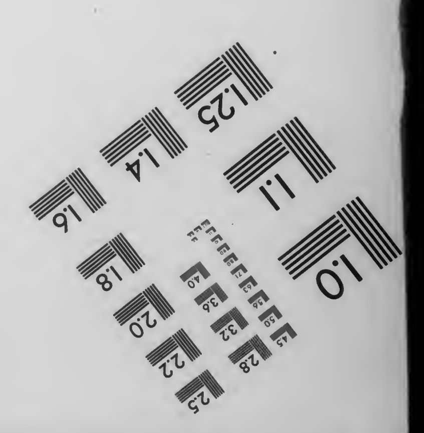


AIIM

Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202







Der Entwicklungsgang des Horaz

in den JJ. 35—30 v. Chr.

von

Dr. J. MAY, Prof.

Beilage zum Jahresbericht des Gymnasiums in Offenburg 1886—1887.
(Fortsetzung zur Beilage des Jahresberichts 1882—1883.)

1887. Progr.-Nr. 571.

Offenburg.
Druck von A. Reiff & Cie.
1887.

Sat. II, 6.

Mit der VI. Satire des zweiten Buches (Hoc erat in votis), der ersten, in welcher Horaz über sein Landgut schreibt, tritt ein neues Moment in die Poesie in das Leben des Dichters: die Liebe zum Land, welche sich von jetzt an immer stärker geltend macht und in verschiedenen Gedichten Ausdruck findet. Und wenn er unser Gedicht mit ‚hoc erat in votis' beginnt, so sehen wir, dass ein Landgut längst zu seinen Wünschen gehörte, jedoch nicht bloss weil er einen Ersatz wünschte für das ihm in den politischen Wirren entrissene väterliche Gut in Venusia, sondern auch weil das Leben auf dem Lande seiner durch Erziehung und philosophische Lebensrichtung bestimmten Neigung entsprach. Im Jahre 33 v. Ch. hatte er ein Gut erhalten von mässigem Umfang, rechts vom Anio in einem Seitenthal der Sabinerberge gelegen, mit Garten und Wald, der an dem Bergabhang sich hinzieht, ferner mit einem erfrischenden Quell in der Nähe.*)

Der Dichter ist glücklich über den Besitz, der grösser und besser sei, als er erwarten durfte. Er hat nur den einen Wunsch, dass das Gut ihm bleibendes Eigentum werde, ein Wunsch, der sich vielleicht weniger aus der uns allerdings unbekannten Form der Überlassung des Gutes seitens des Mäcenas erklärt, als vielmehr aus dem Gefühl der Unsicherheit über die Besitzverhältnisse der damaligen Zeit überhaupt. Dies wäre demnach ein Wunsch, dass er mit diesem Besitz mehr Glück haben möge, als mit dem väterlichen Erbgut. Indem der Dichter seine Wünsche bezüglich des Landguts in Form eines Gebets an seinen Schutzpatron Merkur (utque soles custos mihi maximus) ausspricht, tritt er mit v. 15 in die eigentliche Dichtung ein.

Welches soll der Gegenstand derselben sein, nachdem der Dichter auf das Land und in die Berge sich zurückgezogen, was der Inhalt der Satiren und der musa pedestris?

Wenn die Satirenpoesie sich bisher mit dem im Grunde auf ‚ambitio' zurückzuführenden Leben und Treiben in der Hauptstadt und deren Thorheiten beschäftigte, einem Treiben, das so schwer auf den Gemütern lastet, wie der bleierne Südwind und der verderbliche Herbst, die Erntezeit Libitinens, so muss jetzt, wo der Dichter von der beseligenden Empfindung der Morgenluft auf dem Lande beherrscht ist, der Charakter der Dichtung ein anderer sein. Und wovon anders soll sie handeln, als eben vom Lande oder vielmehr von dem Gegensatz zwischen Stadt und Land?

Dieser Gegensatz beherrscht von v. 23 an das Gedicht, und die heitere, lebhafte und anmutige Art der Darstellung dieses Gegensatzes, illustriert durch die Fabel von der Stadt- und Landmaus, macht das Gedicht zur Perle der horazischen Satirendichtung.

Unter feierlicher Anrufung des Janus, der alles menschliche Thun einleitet, beginnt v. 23 die Schilderung des Lebens, wie es sich vom frühen Morgen an in Rom abspielt. In dieser Schilderung, welche dramatisch sehr lebendig und wechselvoll ist, tritt der Gegensatz von früher und jetzt recht lebhaft hervor. Bekanntlich spricht sich der Dichter über die Art,

*) Die nähere Beschreibung in den betreffenden Stellen der Episteln.

wie er den Tag in Rom zubringt, sowie auch über das Verhältnis zu Mäcenas schon Sat. I, 6 aus. Während er aber damals noch frei und unbehelligt, höchstens beneidet, durch Roms Strassen wandeln konnte, dringen jetzt die Geschäfte, mehr noch die neugierigen Frager so auf ihn ein, dass ihm gerade das den Ausruf abpresst: O rus quando ego te aspiciam? Und alle die Peiniger wenden sich an ihn, als Günstling des Mäcenas, betreffe es eine Bürgschaft oder eine Standesangelegenheit, ja sogar in Fragen der hohen Politik. Jene Leute möchten die Freundschaft des Dichters mit Mäcenas im eigenen Interesse ausbeuten. In der Klage hierüber kommt er auf persönliche Verhältnisse zu sprechen.

Hat er seine Pflichten vor Gericht erfüllt, und ist er glücklich auf dem Esquilin bei Mäcenas angelangt, wobei er es so eilig zu haben scheint, dass er Alles über den Haufen rennt, da drängen sich ihm wieder ‚aliena negotia‘ auf. Seine Kollegen, die Schreiberzunft, in welche er „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Trieb“ i. J. 41 v. Chr. eintrat, entbieten ihn zu einer Zusammenkunft in betreff einer wichtigen Standesangelegenheit. Dass der Dichter dem Kollegium damals noch angehörte, dürfte der Ausdruck ‚de re communi‘ beweisen, womit die Angelegenheit als eine ihn berührende bezeichnet ist. ‚Aliena negotia‘ kann dagegen nicht angeführt werden, denn damit ist bloss gesagt, dass ihm diese Dinge im gegenwärtigen Moment fern lägen.

Ein Anderer wünscht die Verwendung des Dichters, um des Mäcenas Siegel und Unterschrift unter ein Dokument zu erlangen. Da der Betreff nicht angegeben ist, so liegt auch kein Grund zur Annahme vor, dass des Mäcenas Intervention für eine politische Angelegenheit, in welchem Falle er bei der Abwesenheit Oktavians als Stadtpräfekt mit dem Staatssiegel gezeichnet haben müsste, angerufen worden sei. Das Dokument wird wohl Privatzwecken des Petenten gedient haben.

Dies leitet zur Besprechung des Verhältnisses zu Mäcenas selbst über. Was der Dichter darüber sagt, bezieht sich teils auf die Zeit des Anfangs, teils auf den Charakter der Freundschaft.

In ersterer Beziehung bereitet Schwierigkeit die Erklärung des v. 40, wo nicht recht ersichtlich ist, ob der Ausdruck: septimus octavo propior etc das vollendete siebente oder, wie Schütz will, das nahezu vollendete achte Jahr bezeichnet. Mir scheint keinem Zweifel zu unterliegen, dass die Form des Ausdrucks mehr für die erste Annahme spricht, während eine angestellte Berechnung nur die zweite zulässt. ‚propior octavo‘ heisst eben nicht: näher dem (vollendeten) achten, sondern nur näher dem achten, wobei, wenn ‚septimus‘ das vollendete siebente bedeutet, nur der Anfang gemeint sein kann. Festzuhalten ist aber, dass der Ausdruck im ganzen Verse etwas unbestimmt ist. Vielleicht rechnete Horaz selbst dabei nicht genau.

Die Berechnung würde Folgendes ergeben: Wenn unser Gedicht Ende 31 gedichtet ist*), und die erste Bekanntschaft mit Mäcenas Frühjahr 39 stattfand, worauf 9 Monate Wartezeit folgten, welche für das Freundschaftsverhältnis nicht in Anrechnung kommen können, so war die Zeit, wo die definitive Aufnahme in den Kreis erfolgte, Winter 39/38, was vom Herbst 31 an mehr als 7, nahezu 8 Jahre ergibt. Dies stimmt mit der ersten Annahme vom vollendeten 7ten und beginnenden 8ten Jahre nicht. Bedenkt man ferner, dass die brundisinische Reise Spätjahr 38 stattfand, welche doch schon ein intimeres Verhältnis voraussetzt, so müsste,

*) Vergl. darüber die Ausgaben.

wenn man an der ersten Annahme festhält, diese Reise gemacht sein, ehe das Verhältnis ein festes war, was aber unwahrscheinlich ist. Die Sachlage spricht also unbedingt für die zweite Annahme, die man aber nur mit künstlicher Deutung in die horazische Stelle hineininterpretieren kann.

Was das Verhältnis zu Mäcenas selbst anlangt, so ist der Versuch, dasselbe jeden intimeren Charakters zu entkleiden, namentlich jede Vertrautheit mit den damals schwebenden politischen Fragen abzulehnen, natürlich nur Phrase, um der Dränger los zu werden. Wenn nämlich nach dem Geständnis des Dichters der Neid der Welt über das Verhältnis von Tag zu Tag wuchs, wenn ferner aus Epodos I u. IX hervorging, wie lebhaft die Freunde des Mäcenas dessen politische Sorgen teilten, und wenn drittens der Kreis auf dem Esquilin eine sehr bestimmte litterarische Richtung pflegte, so sehen wir, dass der geleugnete intimere Charakter der Freundschaft bestand, und dass die Interessen des einen Teils die des andern sehr nahe berührten.

Unter den Fragen der Dränger waren zwei, die gerade damals Rom stark beunruhigten.

Numquid de Dacis audisti? Die Dacier im Bunde mit Antonius stehend, machten damals drohende Bewegungen gegen Italien, das fast wehrlos war (Dio Cass. 51, 4 und Mommsen RG. V, 10).

Ferner hatten in Unteritalien die nach der Schlacht bei Actium entlassenen, aber noch nicht befriedigten Veteranen tumultuarisch Erfüllung des ihnen gegebenen Versprechens verlangt. Es war die Frage, ob sie in Unteritalien oder in Sicilien angesiedelt werden sollten. Diese Ackerfrage beunruhigte in Rom deshalb, weil bei solchen Ackerassignationen die politischen Gegner die Zeche bezahlen mussten, und auch wohl Römer, Besitzer von Latifundien, in Mitleidenschaft gezogen wurden.

Der Fragende wünscht natürlich, dass die schwere Last auf die sicilischen Gemeinden gewälzt werden möchte.

Mitten in der quälenden Unruhe des hauptstädtischen Treibens ruft der Dichter aus: o rus, quando ego te aspiciam?

Mit diesem Vers (60), gerade in der Hälfte des Gedichts, beginnt nun die Schilderung des Landlebens, welcher er von v. 77 an eine allegorische Dichtung anfügt zur Illustration des vorher gezeichneten Gegensatzes zwischen Stadt und Land.

In wenigen Versen erhalten wir ein Bild behaglichen Stilllebens, das gewürzt ist durch Studium der Klassiker und ein freundliches Verhältnis zu den Gutsnachbarn, mit denen der Dichter „frei von der Etikette der Stadt“ beim Mahle philosophische Gespräche führt. Diese Gespräche beziehen sich, gemäss der praktischen Lebensrichtung des Dichters und dem einfachen Charakter der sabinischen Landleute (Cervius), auf Fragen, welche in letzter Linie allerdings auf den Gegensatz zwischen Epikureismus und Stoicismus hinauslaufen, worauf namentlich der Ausdruck ‚usus rectumne‘ hinweist, doch sind diese Gegensätze der Strenge des philosophischen Systems so entrückt, dass man nicht sagen darf: „Es sind die höchsten philosophischen Probleme, welche da verhandelt werden“ (Schütz). Dazu sind die am Gespräche Beteiligten gar nicht geeignet. Horaz bespricht mit seinen Freunden die Gegensätze der Lebensanschauung in praktischer Weise. So kann man z. B. von der ersten Frage, ob das Glück im Reichtum oder in der Tugend zu suchen sei, nicht behaupten, dass darin der Unterschied der oben bezeichneten philosophischen Systeme liege. Zwar setzt die Stoa das höchste

Gut in die Tugend, aber Epikur nicht in den Reichtum, sondern in die Lust, welche auch bei Armut vorhanden sein kann. Wenn auch Reichtum nicht verworfen wird, so ist er doch nicht nötig zum Glück. Der Vers 75 ist also nicht ein aus einem System extrahierter philosophischer Satz, sondern ein Gedanke von Landbewohnern, wie er sich aufdrängt angesichts des städtischen Lebens, wo Alles nach Reichtum jagt, wo man nur von schönen Villen und von Theatervergnügungen träumt.

Der zweite Satz bezüglich des Grundes der Freundschaft ‚usus rectumne‘ drückt den Gegensatz der beiden Systeme schon eher aus, obwohl nicht zu leugnen ist, dass die Freundschaft bei den Stoikern keine Rolle spielt, denn der Weise ist sich selbst genug und bedarf ausser sich eigentlich Niemandes. Doch wird die Freundschaft im allgemeinen auch unter die Güter gerechnet. Dagegen stellt Epikur die Freundschaft als „höchste Form des menschlichen Gemeinlebens“ sehr hoch, obwohl sie nur „sehr äusserlich, mittelst der Reflexion auf ihren Nutzen begründet wird“ (Zeller).

Von der dritten Frage nach dem Wesen des Guten und nach dem höchsten Gut ist bloss bemerkt, dass auch sie in den Kreis der Erörterung gezogen zu werden pflegt.

Im allgemeinen wird man also sagen müssen, dass entsprechend dem Charakter der Interlokutoren Fragen des Lebens in vorwiegend praktischer Weise behandelt werden, wobei der Dichter allerdings das System der Philosophie durchscheinen lässt.

Unmittelbar aus dem Gespräch mit den Gutsnachbarn entwickelt sich die in ergötzlichem Tone erzählte Fabel, welche wir im Vorhergehenden als allegorischen Abschluss des die Satire durchziehenden Gegensatzes von Stadt und Land bezeichnet haben. Preist Einer aus der Gesellschaft Arellius' Reichtum, dann erzählt Cervius die Fabel von der Stadt- und Landmaus. Auch hier treten uns philosophische Sätze entgegen, die noch allgemeiner sind als die vorhin berührten.

Nach dem Gesagten ist die Satire ein Idyll, in welchem das Gemütsleben des Dichters einen schönen, liebenswürdigen Ausdruck findet. Während in der sechsten Satire des ersten Buches, welche, wie schon oben angedeutet, hinsichtlich der Darstellung persönlicher Beziehungen viel Ähnlichkeit mit der unsrigen hat, das sorglose, unbekümmerte Leben in Rom behandelt wird, so hier dasjenige auf dem Lande, das dem Dichter, nachdem er sein Landgut erhalten, allein noch Befriedigung gewährt. Seine Aufgabe fasst er entsprechend der ihm eigenen philosophisch-praktischen Richtung von der ethischen Seite, ohne sich in eine detaillierte Schilderung der Landidylle einzulassen. Wohl wenige Dichter, besonders moderne, hätten hier der Versuchung widerstanden, dieses Idyll zu einer ausgedehnten Naturschilderung auszugestalten. Was aber jene philosophische Richtung anlangt, so ergiebt sich aus dem Zusammenhang, dass der Dichter der epikureischen ἀταραξία, woraus sich wieder seine Bedürfnislosigkeit und Genügsamkeit erklärt, näher steht, als dem strengen Tugendideal der Stoiker.

Epodos II. In Zeit und poetischem Motiv steht der sechsten Satire am nächsten Epodos II (Beatus ille, qui procul negotiis), das populäre und gefeierte Idyll eines glücklichen Stilllebens auf dem Lande, welches immer viel Anklang und Bewunderung, ja sogar Nachahmung gefunden hat.

Klopstock lässt in der Ode „Der Kamin“ einen Städter die Freuden des Landlebens für den Sommer und das Vergnügen des Eislaufes für den Winter besingen. Wie aber der horazische Alfius sofort wieder dem alten Hange des Wuchers verfällt, so bleibt „der Weichling Behager“ trotz der guten Vorsätze ruhig am Kamin bei der Punschbowle sitzen und: „an des Schwatzenden Stahlen naget indes der Rost.“ Wie verschieden aber beide Gedichte, wie ganz anders moderne und antike Behandlung des gleichen Stoffs, ergiebt eine Vergleichung beider Gedichte sehr deutlich. Der antike Dichter veranschaulicht die Schönheit des Landlebens durch Vorführung plastischer, höchst einfacher Bilder, während man vom modernen nicht eben behaupten kann, dass er von Überschwenglichkeit, ja einer gewissen Verschwommenheit der Züge sich frei gehalten.

Was die Komposition anlangt, so zerfällt der Epodos sichtbar in zwei Hälften, wovon die eine (bis v. 30) ein subjektives, die andere ein objektives Gepräge trägt. Der objektive Teil, in welchem die Person des Sprechenden (Alfius) ganz zurücktritt, schildert in einzelnen Bildern die Arbeiten des Ackerbaus, Weinbaus, der Vieh- und Bienenzucht (v. 3—16), welcher Schilderung nach Kiesslings Meinung das Schema von Vergils Georgika zu Grunde liege. Darauf folgen nach Jahreszeiten geordnet die Freuden des Herbstes (17—22), Sommers (23—28), und Winters (29—36).

Der Übergang zum zweiten Teil ist gebildet durch v. 37 und 38: Wer vergisst bei diesen Reizen des ländlichen Schaffens und Lebens nicht der Liebessorgen in der Hauptstadt?

Darauf, indem der Sprechende sich selbst mit dem Idyll in Beziehung bringt, Schilderung des eigenen Glücks, das er findet 1) in der Ehe durch das Walten der „züchtigen Hausfrau“ pudica mulier (39—46), 2) in der Einfachheit des Lebens (47—60), und 3) im „abendlichen Stillleben“, wann er „der Rinder breitgestirnte glatte Scharen“ heimwärts ziehen sieht.

In der Verteilung der Verse waltet die Acht- und Sechszahl vor, so dass sich folgende Gliederung ergiebt: 2 6 8 6 6 8 ‖ 2 8 8 6 6 4.

Die beiden Hälften sind durch je 2 Verse eingeleitet.

Die dargelegte Komposition des Gedichts wird ergeben haben, dass dasselbe einheitlich ist, und dass die einzelnen Teile unter sich wohl zusammenhängen. Wenn dennoch viele Handschriften mit v. 23 einen neuen Epodos beginnen, so sollte sich diese Annahme schon dadurch verbieten, dass in v. 5 mit ‚solutus omni fenore‘ auf den v. 67 genannten Wucherer Alfius deutlich hingewiesen ist. Zu leugnen ist zwar nicht, dass alle Teile des Gedichts besser unter einander verbunden sind als die Stelle, wo der neue Epodos beginnen soll. Dennoch aber ist ein solcher verbindungsloser Übergang erlaubt, sodald die höhere Einheit (Jahreszeiten) gewahrt ist. Solche abrupte Übergänge finden sich auch in andern Gedichten. Der eigentliche Grund aber für die Annahme eines zweiten Epodos mag in der unzweifelhaft vorhandenen Breite der Schilderung und Häufung der landschaftlichen Bilder liegen. Zwar ist jedes derselben schön, aber Horaz liebt sonst diese Breite nicht, und wir betrachteten die Beschränkung und Kürze, die er sich z. B. Sat. II, 6 in dieser Beziehung auferlegt, als einen Vorzug und als eine Eigentümlichkeit der horazischen Poesie. Folglich muss dieser breiten Ausführung eine bestimmte Absicht zu Grunde liegen, die jedoch nicht erklärt ist, wenn man sagt, es habe der Dichter im Gefühl der Freude und Befriedigung über das von Mäcenas geschenkte Landgut ein allseitiges Bild des dortigen Lebens schaffen wollen. Es mag zwar Schütz ein gewisses Recht haben zu der Bemerkung, das Gedicht wirke durch sich selbst, es bedürfe zu seiner Erklärung keiner weiteren Stützen. Und zweifellos wirkt das Gedicht besonders auf den modernen Leser, der ja in den meisten Fällen Naturschwärmer ist, ganz allein durch jene Bilder und durch die darin hervortretende Freude des Städters an der ländlichen Einfachheit.

Unsere Aufgabe aber ist, das Gedicht vom Standpunkt des Dichters aus zu erklären, und da muss man sagen, Horaz hätte seiner Eigentümlichkeit nach dem Stoff diese Ausführlichkeit nicht gegeben, wenn er nicht von einer besondern Absicht geleitet gewesen wäre.

Diese Absicht war aber eine doppelte.

Dass die Dichter des Mäcenatischen Kreises nicht bloss persönliche Freundschaft, sondern auch litterarische Beziehungen pflegten, darf man wohl auch ohne weitere Beweise annehmen. Nun hatte Horaz Sat. I, 1 die Unzufriedenheit der Menschen mit ihrem Lose, insbesondere auch der Landleute mit dem ihrigen hervorgehoben. Darauf rief Vergil Georg. II, 458 in einer berühmten Schilderung des Landlebens aus: O fortunatos, sua si bona norint! Diese Güter, die Lichtseiten des Landbaus schildert nun Horaz in dem Epodos und zwar sehr ausführlich. Wenn nun der Dichter, wie Kiessling hervorhebt, fast alle Motive seiner Schilderung den Georgika entnimmt, so ist der Zusammenhang nur um so klarer. Wollte aber Horaz vor dem Kreise auf dem Esquilin mit Vergil bloss wetteifern? Sicherlich nicht. Wie Horaz sein Gedicht meint, erklärt der an Heine erinnernde Schluss desselben.

Ein in Rom bekannter Wucherer Namens Alfius, überdrüssig seines Geschäfts, will der Stadt entsagen und sich auf das Land zurückziehen. In wort- und bilderreicher Schilderung preist er die Annehmlichkeiten des Landlebens, denen er sich jetzt hingeben will, zieht an den Iden des Monats alle Ausstände ein, aber nur, so durchdrungen ist er von seinem Vorsatz, um sie am ersten des Monats wieder auszuleihen und das alte Geschäft von neuem anzufangen. Dieser Schluss, dieser Rückfall nach einem so löblich gefassten und weit ausgesponnenen Vorsatz giebt dem Gedicht eine unerwartete, Heine'sche Wendung. Je mehr nun der Dichter das Landidyll ausspinnt, je weiter sich Alfius dasselbe ausmalt, desto grösser ist der Kontrast, um so mehr tritt der gemeine Sinn des Alfius hervor. Der Kontrast also ist es, der den Dichter zu der Breite und Weite der Schilderung veranlasst.

Stellen wir nun die beiden Schilderungen, die Vergil'sche und die Horaz'sche neben einander, so haben wir an der ersten eine begeisterte und, wie Alles was von Vergil kommt, ernstgemeinte Schilderung des Glückes der Landleute. Dem gegenüber schildert Horaz einen solchen glücklichen Landmann in allen Einzelheiten mit dem angegebenen spasshaften, satirischen Ausgang. So stellt sich das Gedicht als eine satirische Antwort auf das Vergil'sche Lobgedicht dar mit dem Gedanken: Schön ist das Land und jeder preist es, aber seht, wie die Probe an Alfius ausfiel! Solche Thaten lässt Mancher seinen Worten folgen. Video meliora, deteriora sequor!

Mit dieser Auffassung ist auch der Charakter des Epodos als solchen gewahrt.

Das Gedicht ist einerseits eine Satire auf des Alfius schlecht erprobte Schwärmerei, andrerseits nicht ohne ironische Nebenbeziehung auf Vergils etwas überschwengliches Lob des Landlebens.

In dem vorhin dargestellten Kontraste war es geeignet, die Heiterkeit des Kreises, auch Vergils zu erregen, vor welchen es vorgelesen wurde.

Sat. II, 7.

An die eben behandelten beiden Gedichte wird Sat. II, 7 anzuschliessen sein, obwohl eine genauere Zeitbestimmung hiefür nicht zu gewinnen ist. Nur soviel steht fest, dass Horaz zur Zeit der Abfassung der Satire nicht nur schon in vertrautem Verhältnis zu Mäcenas stand (v. 32 ff.), sondern auch in festem Besitze des Landgutes war, dass das Gedicht also nach 33 geschrieben sein muss. Ist ferner die Annahme, die auch die Herausgg. nicht abweisen, richtig, dass, wie sich v. 22 und 23 auf Sat. II, 2, so v. 28 auf II, 6, also auf die gerade vorhin besprochene Satire bezieht, so ist vorliegendes Gedicht auch später als 31 abgefasst, ohne dass ein Grund vorliegt, es mit Teuffel ins Jahr 27 hinabzurücken. Wenn aber Schütz aus den Obscönitäten des Davus (v. 47 ff.) auf eine frühere Abfassung schliessen will, so scheint dieser Schluss ungerechtfertigt, weil der Interlokutor ein Sklave, der die Redefreiheit an den Saturnalien in seiner Weise benützt. Richtig ist, und wir haben diesen Punkt in dem früheren Programm auch hervorgehoben, dass die Satiren des II. Buches sonst edler gehalten sind als die des ersten. Könnte dieses an sich richtige Moment für die Zeitbestimmung massgebend sein, dann müsste die Satire auch früher als 33 gesetzt werden, was aber keinenfalls angeht. Wir glauben im Gegenteil nachweisen zu können, dass das Gedicht gegen II, 3 einen Fortschritt bezeichnet, und das Urteil von Schütz, dass es „ein auf niedrigerer Stufe gehaltenes Gegenstück zu II, 3 sei," scheint uns zu weit zu gehen. Wenn nämlich im zweiten Buch der Satiren überhaupt die dialogische Form vorherrscht, — sechs unter acht haben diese Form, — und dies gegenüber dem ersten Buche ein Fortschritt in der poetischen Gestaltungskraft ist, so liegt ein weiterer Unterschied gegenüber II, 3 darin, dass des Damasippus Darstellung eine für sich bestehende Deklamation ist, und die Anwendung des Gesagten auf die Person des Dichters nur episodisch auftritt, während in unserem Gedichte der Vortrag des Davus in allen seinen Teilen auf die Person des Horaz sich bezieht, indem der Interlokutor entweder davon ausgeht oder vom philosophischen Satz auf des Dichters Schwächen und Leidenschaften exemplificiert, also die beiden Elemente der Satire, das persönliche und philosophische kunstvoll in einander verschlingt. In dieser Verschmelzung, welche eine grössere Leichtigkeit in der Behandlung des Stoffes voraussetzt, liegt unseres Erachtens ein Fortschritt in der poetischen Kunst. Und dieses Moment erscheint uns für die Zeitbestimmung wichtiger, als das Vorkommen einiger Obscönitäten.

Nach dem Gesagten glauben wir also berechtigt zu sein, das Gedicht an die VI. Satire anzuschliessen und seine Abfassung etwa in das J. 30 zu setzen.

Im übrigen hat ja vorliegende Satire viel Ähnlichkeit mit II, 3.

Hier wie dort ist die Redefreiheit des Saturnalienfestes im Dezember der äussere Anlass der Dichtung. Dort ist der Interlokutor ein bankerotter Kaufmann, hier ein Sklave des Dichters. Beide haben die Lehre, auf der ihre Deklamationen fussen, aus dem Munde damals bekannter ἀρεταλόγοι, jener direkt von Stertinius ‚sapientum octavus', dieser indirekt von Crispinus durch dessen Pförtner (v. 45). Beider Themata betreffen bekannte Paradoxa der stoischen Philosophie, dort: omnem stultum insanire, hier: solum sapientem esse liberum et omnem stultum servum*).

Beide bemessen in übertreibender Weise die hereingezogenen persönlichen Verhältnisse des Dichters mit dem strengen Massstab der stoischen Sätze, — scharfe Gegensätze, worin eben gerade die Ironie und die Komik liegt, — unsere Satire freilich in ausgedehnterem Masse und in anderer Form als II, 3. Beide Satiren endlich begegnen sich in der auch sonst häufig wiederkehrenden Kritik des Verhältnisses zu Mäcenas.

Die Vorwürfe, welche Davus in dieser und in anderer Beziehung auf das Haupt seines Herrn häuft, mögen ja von Neidern gemacht worden sein, und Horaz besitzt Selbstverleugnung

*) Ein drittes Paradoxon ist bekanntlich I, 3 behandelt: omnia peccata esse paria.

genug, sich dieselben von seinem Sklaven wiederholen zu lassen. In der Licenz aber, die er diesem gestattet, liegt viel Selbstironie, freilich auch Ironie seinen Neidern gegenüber.

Wir haben nun zu zeigen, wie der Dichter im Einzelnen seiner Aufgabe gerecht wurde.

Die Verbindnng des philosophischen und persönlichen Elements konnte den Irrtum des Scholiasten Pseudo-Akron erzeugen, als sei der Hauptzweck der Satire eben ein persönlicher, nämlich eine satirische Behandlung des Widerspruchs zwischen Leben und philosophischer Anschauung. Dem ist aber nicht so. Die Grundlage und der Ausgangspunkt des Ganzen ist jenes erwähnte Paradoxon. Und wir hatten schon Gelegenheit, zu bemerken, dass Horaz über die stoische Ethik — denn diese kommt bei ihm allein in Betracht, — viel nachdachte und studierte, ja dass er manche Punkte aus jenem Gebiete sich zu eigen machte. Denn der Epikureismus, zu dem er sich in der Hauptsache hinneigte, berührt sich in manchen Punkten mit der Stoa, vor allem in dem Prinzip der Selbstgenügsamkeit und Unabhängigkeit der Person. Und so setzt sich der Dichter in unserer Satire mit einem neuen Satz der Stoa auseinander, der lautet, dass nur der Weise frei sei. Darum liegt in den Versen 83—88 der Kernpunkt der ganzen Darstellung*).

Das Persönliche, wollten wir sagen, ist nicht die Hauptsache, sondern bloss das Ingrediens. Man sieht dies gleich im Anfang v. 6, indem Davus an die Spitze seines Vortrags einen Fundamentalsatz der Stoa stellt, die Menschen einteilend in zwei Klassen, in σπουδαῖοι und φαῦλοι, hiebei freilich lediglich unterscheidend zwischen constantes und inæquales, den Konsequenten und den Inkonsequenten, die das Rechte wohl kennen, aber die moralische Kraft nicht haben, diesem zu folgen.

Ein solcher inaequalis sei Horaz. Dies wird in den vv. 22—43 an zwei Beispielen nachgewiesen. Und zwar liege die Inkonsequenz 1) darin, dass er die Einfachheit des Lebens überhaupt preise (II, 2) und 2) speziell die des Landlebens (II, 6), aber in beiden Fällen nicht darnach handle, wie der Verkehr mit Mäcenas zeige, nach dessen Gastmählern er hasche.

Diese Vorwürfe sind, objektiv betrachtet, unbegründet, wie man aus zahlreichen, sowohl vor dieser Satire als auch nach derselben geschriebenen Stellen nachweisen könnte. Aber sie mögen, wie gesagt, Horaz gemacht worden sein.

Als Davus durch die Exemplifikation auf des Dichters Person (v. 42) zu weit geht, und dieser nicht übel Lust zeigt, den Sklaven davon zu jagen, lenkt dieser ein, indem er für die folgende Partie (46—71) einerseits seine Quelle nennt, andrerseits v. 72 ausdrücklich zugesteht, dass das Gesagte nicht den Dichter berühre.

Ganz frei von Anspielung ist die verfängliche Scene doch nicht, indem der Abenteurer v. 53 als Ritter bezeichnet wird, der seine Insignien (Ring und Toga mit angustus clavus) ablegt und sich in einen Sklavenmantel hüllt. Horaz hatte als scriba quæstorius, der er, wie wir aus II, 6, 36 schlossen, noch war, in der That Ritterrang.

Erst mit v. 71 kehrt Davus zu Horaz zurück, indem er einen stoischen Satz auf ihn anwendet: (Non sum mœchus, ais). Tolle periclum, Jam vaga prosiliet frenis natura remotis.

Da dieser Satz in den Ausgaben nicht genügend betont und gewürdigt wird, so ist es nötig, näher auf denselben einzugehen.

*) Bezüglich der Methode der bei den Stoikern beliebten Untersuchung verweisen wir auf das in dem erwähnten Programm zu Sat. II, 3 Gesagte.

Die Bestimmung und sittliche Aufgabe des Menschen besteht in der vernunftmässigen Thätigkeit oder in der Übereinstimmung des Lebens mit der allgemeinen Weltordnung (ὁμολογουμένως τῇ φύσει ζῆν).

Diese Vernünftigkeit des Lebens ist die Tugend. Die Tugend aber ist nach der Lehre des Sokrates, die in diesem Punkt von den Stoikern adoptiert wird, ein Wissen, und eine durch blosse Übung erworbene Tugend giebt es nicht. Bei der Definition der Tugend als Wissen bleibt die Stoa jedoch nicht stehen. Die Tugend als Wissen muss vielmehr ihr Ziel am sittlichen Handeln finden. Das Wissen ist also die Grundbedingung des Handelns. Der sittliche Wert eines Menschen hängt aber nicht von der äusseren Handlung und ihrem Erfolge ab. Es kommt nicht auf die That, sondern einzig und allein auf die tugendhafte Gesinnung an. Und ebenso ist andrerseits die schlechte Begierde ihrer wirklichen Befriedigung gleich zu achten (Zeller)*).

Nun schliesst Davus-Crispinus so: Ist auch Horaz kein mœchus, so ist er es nur deswegen nicht, weil er Gefahr fürchtet, ebenso wie Davus nur aus Furcht an den argentea vasa vorbeigeht. Beide aber haben die schlechte Gesinnung, und auf diese kommt es allein an: frenis remotis natura prosiliet. Wenn die Herausgeber zugestehen, dass Davus sich mit v. 71 wieder an Horaz wendet, so müssen sie auch zugestehen, dass ihn Davus mit der ganzen v. 46—71 geschilderten Scene treffen will. Das ist Sklavenfrechheit an den Saturnalien**).

Dass Davus den Dichter von der im Vorhergehenden berührten Leidenschaft nicht ganz freispricht, beweisen auch die Verse (75—82), welche den Übergang bilden zu dem, was er eigentlich sagen will, und worin der Kernpunkt der ganzen Ausführung enthalten ist.

Jene Übergangsverse sind eine Schlussfolgerung aus dem Vorhergehenden: Er, der unter dem Banne so vieler Verhältnisse und Menschen stehe, wolle sein (des Davus) Herr sein? Er sei vielmehr ein armseliger Sklave (alii servis miser).

In den Versen 83—89 gipfelt, wie gesagt, die Deklamation des Davus, und das, was noch folgt, ist nur nähere Ausführung.

In diesen und den darauf folgenden Versen liegt zugleich die grösste Ähnlichkeit mit Sat. II, 3 (bezw. mit v. 41 ff).

Hier wie dort beginnt der Interlokutor mit der Definition des Hauptbegriffs***). Horaz bezw. Davus hält sich also in der Aufstellung der Quintessenz seines Vortrags genau an die formalen Stufen des stoischen Systems.

Davus fragt also: Wer ist frei? Antwort: Der Weise.

Dass dann dieser Weise in möglichster Vollkommenheit geschildert wird, liegt in dem hochgespannten Idealismus des stoischen Systems.

Der Weise ist in sich „vollkommen; an ihm prallt sogar das Schicksal machtlos ab.“ Nach stoischer Lehre sucht der Weise auch keine Ehrenstellen (contemnere honores v. 85), ein Grundsatz, der schon II, 3 v. 161—223 behandelt ist. Die politische Thätigkeit verträgt

*) Kleanthes b. Stob. Serm. 6, 19: Ὅστις ἐπιθυμῶν ἀνέχετ᾽ αἰσχροῦ πράγματος οὗτος ποιήσει τοῦτ᾽, ἐὰν καιρὸν λάβῃ.

**) Wie bedenklich übrigens damals die in jenen Versen berührten Verhältnisse waren, zeigt die lex Julia de adulteriis, wozu vgl. Schiller, Röm. Kaiserzeit, Bd. 1, Abt. I, S. 243.

***) Die Definition ist ja das Element der stoischen Erkenntnistheorie. Die Definition, welche vom Wahrgenommenen ausgeht, führt zum Begriff, auf welchem der Schluss aufgebaut wird.

sich nicht mit der Stellung der Weisen, den die Stoa so hoch über die Masse des Volkes stellt. Wenn schon Plato von der Beschäftigung mit Staatsangelegenheiten abriet, so brach dieser Gedanke mit der Ausbildung der Monarchie im römischen Staatswesen noch mehr durch, wo die aktive Teilnahme am Staatsleben dem Einzelnen schwerer wurde als in der Republik. Und auch Horaz war seit Philippi von politischem Ehrgeiz vollständig frei.

Wie der Dichter II, 3 an die Definition des insanus eine Reihe von Beispielen anknüpft, so auch hier an die Definition des sapiens in vier Beispielen den Nachweis, dass Horaz keine Eigenschaften des sapiens besitze, dass er eben ein Sklave seiner Leidenschaften sei.

Und wie Damasippus dort mit persönlichen Invektiven schliesst, so auch hier Davus. Diesen persönlichen Beziehungen kann jedoch, auch wenn man die Übertreibung abrechnet, nichts Thatsächliches entnommen werden.

Wenn nämlich Davus sagt, die innere Unruhe (non horam tecum esse potes) lasse ihn (Horaz) nicht zur Benützung der Zeit kommen (non otia recte ponere), so ist das Gegenteil die Wahrheit, denn selbst in der Mussezeit arbeitet er an sich, Sat. I, 4, 133: neque enim, cum lectulus aut me porticus excepit, desum mihi.

Am Ende des Gedichts erfahren wir nebenbei, dass Horaz acht Arbeiter zur Bewirtschaftung seines Gutes hatte.

Sat. II, 8. An den Schluss des zweiten Buches ist eine Satire (II, 8) gestellt, bezüglich derer es als auffallend erscheinen darf, dass sie von keinem der Kommentatoren enger an II, 4 angeschlossen wird. Schon der Ausdruck ‚vitæ beatæ‘ im letzten Vers von II, 4 und ‚Nasidieni beati‘ im Anfang unserer Satire legen eine Beziehung nahe. Die vita des Catius erscheint ‚beata‘, weil er, im Besitze aller Regeln der feineren Kochkunst, nur in den kulinarischen Genüssen das Glück des Lebens sieht. Eben darauf möchte man auch das Glück des Nasidienus beziehen und nicht auf Reichtum, der vielmehr nur die Vorbedingung davon ist. Also ‚beatus‘ heisst hier glücklich, und die Annahme einer ironischen Beziehung auf etwas, was noch gar nicht gesagt ist (v. 18 divitias miseras), wie es Schütz thut, scheint unstatthaft.

Man hält Nasidienus für einen Parvenü, für einen Typus „der zahlreichen Menschenklasse, welche in den Besitz grossen Reichtums gelangt, ohne geistige Interessen, nur auf gutes Essen und Trinken bedacht, sich ängstlich bemühen, in allem Äusserlichen den Ton der guten Gesellschaft, in welche sie sich einzudrängen suchen, zu kopieren und doch jeden Augenblick gegen die Gesetze desselben verstossen“ (Kiessling). Früher ging man noch weiter, indem man Nasidien für filzig erklärte.

Mir scheint keine von beiden Annahmen das Richtige zu treffen.

Und zwar führt zu abweichender Ansicht die Vergleichung mit II, 4, jenem schon erwähnten gastronomischen Gedicht.

Catius, bezw. sein Gewährsmann ist ein Spezialist der Kochkunst, der in nichts Anderem das Heil des Lebens sieht:

(aventi mihi) Ponere signa novis præceptis, qualia vincant Pythagoran Anytique reum, doctumque Platona.

Eine Hauptsache ist ihm die Bereitung der Sauce (v. 63—69: Est operæ pretium duplicis pernoscere iuris | Naturam); v. 73 bildet er sich sehr viel auf eine neue Erfindung ein: ego fæcem primus et allec | Primus et invenior etc. Besonderen Ärger verursacht dem Catius Unreinlichkeit der Bedienung.

Gerade diese Eigenschaften hat auch Nasidien. Durch Nomentan lässt er die Zusammensetzung der Sauce erklären (v. 45 ff.), die nur noch feiner gemacht scheint, als Catius' Recept vorschreibt. Auch Nasidien rühmt sich einer Erfindung (v. 51: inulas ego primus amaras | Monstravi). Und die Bedienung ist die feinste, die es überhaupt geben konnte (v. 10 ff.).

Dass also die Ausstattung des Mahles ausgesucht fein war, daran ist kein Zweifel und bedarf keiner weiteren Ausführung. Selbst Fundan anerkennt, dass die Gerichte ausgezeichnet waren, wenn nicht der Wirt ‚Grund und Natur‘ derselben erklärt hätte (v. 92).

Es ist richtig: damit macht er sich lächerlich und lästig. Und der ganze Schabernack, welchen Serv. Balatro und Vibidius, die ‚Schatten‘ des Mäcenas treiben, ist darauf zurückzuführen. Dass aber ein Mann dieser Art ein Parvenü sein muss, ist gar nicht einzusehen. Würde ein Parvenü der Gesellschaft das starke Trinken verübeln? Würde ein solcher blass werden vor Schrecken über diese Wahrnehmung (v. 35)? Gewiss nicht. Aber einem Mann wie Catius, der vom vielen Trinken eine abstumpfende Wirkung auf den Gaumen fürchtet (v. 38), ist dies zuzutrauen. Denken wir uns überhaupt Catius als Spender des Mahles, hätte dieser sich enthalten, ‚Grund und Natur‘ der Speisen zu erklären? Die Zubereitung war ja meistens neu und zwar so, dass Fundan gar nicht imstande ist, die Bedeutung des Einzelnen zu verstehen: Quid hoc intersit, ab ipso audieris melius (v. 32). Niemand würde den Catius für einen Parvenü erklären, höchstens für einen, wie Quintil. X, 1, 124 sagt, in Epicureis levis quidem, sed non iniucundus tamen auctor. Da nun Nasidien ein Mahl gab, dessen Details der Gesellschaft unklar waren, so betraute er den Nomentan mit der Aufgabe, den „Führer“ durch das Speiselabyrinth zu machen. Ungewohnt und zum Spott herausfordernd war der Gesellschaft, in welcher Dichter sich befanden, ein Symposion, bei welchem sich die Unterhaltung um solche materielle Dinge drehte. Und als gar der Baldachin, mit dem das Triklinium überhängt war, herabstürzte und die Gesellschaft sich von der ersten Bestürzung erholt hatte, da war kein Halt mehr, und der Witze und Spässe war kein Ende, während der Wirt seine Verzweiflung kaum verdecken konnte.

Nach dem Gesagten könnte man das Gedicht eher „das verunglückte Gastmahl“ als „das Gastmahl bei dem Emporkömmling“ überschreiben. Bezüglich der Unterhaltung und Unterbrechung des Mahles wird bei dem Komiker Fundan sehr viel dichterische Phantasie obwalten. Das Komische liegt nun freilich in der sorglich vorbereiteten Feinheit des Mahles, worauf sich der Gastgeber so viel zu gute that, und in der höhnenden Haltung der Gesellschaft sowie in „des Himmels Einsturz“ — falls es so war.

Wenn Catius, der Fanatiker der kulinarischen Feinheit, das Mahl gegeben hätte, so wäre er über den Unfall nicht weniger verblüfft gewesen, als Nasidien, und wenn ferner v. 84 gesagt ist, dass Nasidien nach dem Unfall zurückkehrte ‚ut arte emendaturus fortunam‘, so ist er damit als Künstler seines Faches bezeichnet, wie v. 74 mit uti ducis, obwohl es da nur spöttischen Sinn hat.

Das Gedicht ist demnach eine Satire auf das verunglückte Gastmahl eines Gourmand, der das höchste Glück und die höchste Weisheit in die Erfindung kulinarischer Genüsse setzt. Dass eine solche Persönlichkeit, die den Epikureismus so auffasst, in dem geistig angeregten Kreise des Mäcenas, der an sich heiteren Symposien nicht abgeneigt ist, sich lächerlich machen musste, ist natürlich. Darum divitias miseras! Aber ein Parvenü braucht es nicht zu sein.

Was die Abfassungszeit betrifft, so würden die vorhin geltend gemachten Beziehungen die Satire in die Zeit von II, 4 vorrücken. Sie wäre demnach früher geschrieben als II, 6 u. 7, also etwa 33 oder 32. Dafür spricht Mehreres. Ein absolut zwingender Beweis für die Gleichzeitigkeit mit II, 4 sind zwar jene Beziehungen nicht, ebenso wenig, als der Mangel an Hinweis auf das Landgut oder das Landleben überhaupt. Wenn aber aus v. 94 u. 95 derselbe giftige Hass gegen Canidia spricht, wie aus Sat. I, 8 oder aus Epodos V, so ist das Gedicht von Epodos XVII, wo er die Verfolgung Canidias einzustellen verspricht, zeitlich zu entfernen. Ist nun dieser Epodos mit Sat. II, 6 u. 7 ungefähr gleichzeitig, so liegt darin der Hauptgrund, warum unsere Satire vor II, 6, also in die Zeit von II, 4 zu setzen. Wir sehen daraus, dass II, 8 keinesfalls die zuletzt geschriebene, sondern eine der früheren des zweiten Buches ist.

Über die Person des Nasidienus Rufus sich in Vermutungen zu ergehen, wäre ein aussichtsloses Beginnen.

Sat. II, 1. Fast allgemeiner Annahme zufolge ist die zuletzt geschriebene Satire diejenige, welche an der Spitze des zweiten Buches steht (II, 1), und welche mit Recht als eine Art Programm für dasselbe aufgefasst wird.

Ist das Gedicht wirklich das letzte, dann sprechen alle Momente für die Annahme Franke's, welcher dasselbe in das J. 30 setzt. Franke's darauf bezügliche Auseinandersetzung gipfelt in folgendem Satze: Im Jahre 30 kann und vor 29 muss das Gedicht geschrieben sein. Kaum berücksichtigt dagegen ist weder von Franke noch von denjenigen, welche ihm folgen, die denn doch beachtenswerte und auch aufgestellte*) Annahme, dass das Gedicht vor 30 geschrieben sein könnte.

Es dürfte sich der Mühe verlohnen, was dafür spricht, hier zusammenzustellen:

Epod. XI**) u. XIV***), ebenso Sat. II, 3, v. 1—4 weisen auf einen Stillstand der poetischen Produktion hin. Diesen Stillstand, eingetreten nach der Herausgabe des ersten Buches Satiren, betrachteten wir (Progr. v. 1883, S. 7) als eine Zeit der Sammlung und vorbereitender Studien (II, 3, 11 werden Platon, Menander, Eupolis und Archilochos erwähnt, die Horaz auf dem Sabinum las). Es waren die Jahre 35—33 und in diese Zeit fallen auch jene beiden Epoden, welche die Unlust zu poetischer Thätigkeit aussprechen.

Von den Herausgebern weist auch Schütz in der Einleitung zu II, 1 auf diese Pause hin, erklärt sie aber nur mit den Gehässigkeiten, die ihm die bis jetzt edierten Satiren „von Dichtern, Sängern und sonstigen Künstlern" eingetragen. Dieser Grund ist wohl richtig, aber nicht ausreichend. Der Stillstand hängt vielmehr ganz vorzugsweise mit der geistigen Entwicklung des Dichters zusammen und bezeichnet eine neue Phase derselben, welche durch äussere Einflüsse mitbestimmt sein mag, die aber doch nur sekundär gewesen sein können. Wenn Horaz auch eine behagliche Natur war und langsam schrieb, so war seine geistige Thätigkeit und Weiterbildung doch eine ununterbrochene (vgl. Sat. I, 4, 133), namentlich beschäftigten ihn die oben bezeichneten Klassiker. In diese Epoche, in diese Zeit, um mit Herbart zu reden, des sich Besinnens und Konzentrierens passt Sat. II, 1 vortrefflich. Es erhielten durch eine solche Beziehung die uns sonst wenig klaren Epoden XI u. XIV und die Anfangsverse von II, 3 eine neue und helle Beleuchtung, namentlich jene Epoden, die immer

*) Von Teuffel, der jedoch auf anderem Wege zu seinem Resultat gelangte, als wir.
**) V. 1 Petti, nihil me sicut antea iuvat scribere versiculos.
***) V. 1 Mollis inertia etc.

noch nur als Erzeugnisse verliebter Stimmung aufgefasst werden, bekämen einen andern und, wie wir meinen, tieferen Sinn.

Unsere Satire nämlich ist doch wesentlich eine Frage des Dichters an sich, welcher Dichtgattung er sich nun zuwenden soll. Wir dürfen trotz ‚mollis inertia' annehmen, dass Horaz mit dieser Frage und Selbstprüfung von dem Moment der Herausgabe des ersten Buches an beschäftigt war. Und es kann sein, dass er eine Zeitlang über die Art der Fortsetzung im Zweifel war. Darum mögen ihm seine Freunde, in deren Namen Trebatius als juristischer „Beirat" spricht, zum heroischen Epos geraten haben.

Dieser Dichtungsart aber entsprach weder seine Geistesrichtung überhaupt, noch der Gang der seitherigen Studien, weshalb er den Vorschlag ablehnt und ablehnen muss. Das pathetische und getragene Element der Poesie, obwohl er es sehr gut nachzuahmen versteht, liegt ihm Sat. I, 4, 43 zufolge, wo er den Dichter charakterisiert, fern (os magna sonaturum). Auch ist seine Natur mehr reflektierend und kritisch, eine Eigenschaft, die, wie er ebendort v. 105 sagt, sein Vater in ihm weckte und förderte. Dieser Anlage entsprachen die Studien, die sich zur Zeit vorzugsweise auf Philosophie (Stoa) und auf die Dichter der alten und neueren Komödie bezogen. Der Grund also, warum Horaz Trebatius' Vorschlag ablehnt, liegt keineswegs, wie man gemeint hat, etwa in seinem Unabhängigkeitssinn und der daraus hervorgehenden Scheu, dem Cäsar näher zu treten, sondern in der Überzeugung, dass er kein epischer Dichter sei. Der andere Vorschlag, Cäsars iustitia und fortitudo zu feiern, entspricht schon eher des Dichters Individualität, weshalb er auch zusagt, wenn die Gelegenheit sich biete. Und in der That pries er später in den lyrischen Gedichten mehr diese Seite Oktavians als seine Kriegsthaten.

Demnach will also der Dichter in der seitherigen Richtung verharren. Scheinbar stimmt der in II, 1 an verschiedenen Stellen (v. 6, 28, 52, 59, 60) ausgesprochene unwiderstehliche Drang, zu dichten, nicht zu den Klagen in Epod. XI u. XIV, aber, wie schon gesagt, es ist die Pause eine Zeit der Sammlung, der er in verschiedener Weise poetischen Ausdruck verleiht.

Unsere Annahme, das Gedicht in die Zeit der Vorbereitung (a. 35—33) zu setzen, ist hervorgegangen aus der zusammenhängenden Betrachtung der im Vorstehenden erwähnten Gedichte, insbesondere daraus, dass die eben behandelte Partie von II, 1 mit dem Ideenkreis jener Epoden und des Anfangs von II, 3 zu stimmen scheint. Es ist das freilich ein Gesichtspunkt, der von den Chronologen wenig beachtet wird und der, man kann es nicht leugnen, viel Subjektives an sich hat. Doch stehen der Behauptung, ein Epitheton wie ‚invictus' sei nur in dem oder jenem Zeitpunkt möglich, ebenfalls Bedenken entgegen. Bezüglich der Gallier und Parther gesteht Schütz selbst zu, dass damit bloss die gefährlichsten Feinde im Westen und Osten bezeichnet seien. Also ist diese Stelle (v. 13—15) für die Zeitbestimmung irrelevant.

Für unsere Annahme dagegen sprechen v. 48 und 59. Dem ersteren Verse nach ist die Stellung zu Canidia noch dieselbe wie in den früheren Gedichten, jedenfalls noch nicht die, wie sie in Epodos XVII ausgesprochen ist.

Zweitens scheint der v. 59 ‚dives, inops, Romæ, seu fors ita iusserit, exsul' zu dem Gefühl der Behaglichkeit und Sicherheit, wie es z. B. in II, 6 hervortritt, in Gegensatz zu stehen. Warum erwähnt der Dichter, von den Situationen (dives, inops) und Orten (Romæ

— exsul) sprechend, wohl Rom und das Ausland, aber nicht das Sabinum? Und weist nicht der Ausdruck ‚exsul‘ auf noch wenig konsolidierte Verhältnisse hin? Nach all' dem Gesagten scheint uns das Gedicht eher in jene Vorbereitungszeit, als in das J. 30 gesetzt werden zu müssen.

Was nun den Charakter der neuen Satire anlangt, so ist und bleibt ihm Lucilius Vorbild trotz des Urteils in I, 4. Dieses Urteil hatte die Verehrer desselben, deren es noch viele gab, so verstimmt, dass sich Horaz zu näherer Erklärung in I, 10 veranlasst sah. Lucilianer mögen auch diejenigen sein, denen die Horazische Satire ‚sine nervis‘ erschien*).

V. 29 ff. behandelt Horaz nochmals sein Verhältnis zu Lucilius, woraus sich sowohl das Gemeinsame, als auch das Verschiedene ergiebt.

Infra Lucili censum ingeniumque (v. 75): Als Angehöriger einer der ersten Familien Roms, Freund des jüngern Scipio und lebend in einer Zeit scharf ausgeprägten republikanischen Geistes hatte Lucilius eine ganz andere bürgerliche Stellung als Horaz. Jener griff ‚primores populi populumque tributim‘ an, während Horaz Rücksichten tragen musste. Und wenn er sich Lucilius insofern gleichstellt, dass auch er mit Grossen gelebt (cum magnis vixisse fatebitur invidia v. 76), so wird er sich wohl bewusst gewesen sein, dass sein Verhältnis zu Mäcenas ein anderes war als das des Lucilius zu Scipio. Denn die Stellung der Vertreter der Litteratur in der Oktavianischen Zeit hatte durch die politischen Verhältnisse bestimmte Schranken, und von einem aggressiven Charakter der Poesie im Sinne des Lucilius konnte keine Rede sein. Darum beschränkt sich die Satire des Horaz auf sociale und private Verhältnisse, auf Fragen der Philosophie und Litteratur, auf welch' letzterem Gebiete gerade die Anhänger der alten Schule bekämpft wurden.

Ausserdem betont Horaz v. 39 ff. ganz besonders den friedlichen Charakter der Satire: er werde das Schwert nicht zücken, ohne angegriffen zu werden. Seine Dichtung solle wie die des Lucilius ein Votivgemälde sein, ein Bild seines Lebens und Denkens; die Poesie sei ihm eine Freundin, welcher er Freud und Leid anvertraue.

Wenn wir nun die Satiren des zweiten Buches mit dem Massstabe dieses Programms messen, so finden wir, dass an die Stelle der oft bittern und scharfen Invektive der früheren Gedichte eine ruhigere und mildere Auffassung getreten ist. Was aber von den Satiren gilt, gilt auch von den Epoden. Wir erinnern nur an Epodos I, II, IX und von XVII werden wir es noch beweisen. Die Satiren des zweiten Buches behandeln mehr allgemeine Themata: II, 2 victum tenuem überhaupt, II, 6 dasselbe auf dem Lande und zwar so, dass das Gedicht zu einem lieblichen Idyll sich gestaltet, II, 3 und 7 stoische Axiome, II, 4 und 8 Gastmahlsscenen, II, 5 Erbschleicherei, wobei die Person des Dichters ganz zurücktritt. Auch formell ist, wie wir bei den einzelnen Satiren hervorhoben, ein Unterschied nicht zu verkennen: die dialogische Form und die sichtbar fortschreitende Kunst in der Gestaltung derselben.

So liegt in der Zeit von 41—30 eine Entwicklung des Dichters vor uns, deren Phasen

*) Die andern ‚quibus in satira videor nimis acer et ultra legem tendere‘ sind diejenigen, welchen die Verspottung gewisser Menschenklassen (Pantolabum scurram Nomentanumque nepotem v. 22) wie Verschwender, Wucherer, Tugendprediger, Erbschleicher etc. zu weit zu gehen schien, weil die konkreten Beziehungen, die wir häufig nicht mehr erkennen, zu nahe lagen: cum sibi quisque timet, quanquam est intactus et odit v. 23.

bezeichnet sind durch die Verschiedenheit des ersten Buches Satiren von dem zweiten, und der früheren Epoden von den späteren. Diese Verschiedenheit ist bedingt durch die allmählich eintretende Befreiung vom Zwang und Druck der äusseren Verhältnisse in Folge der Bekanntschaft mit Mäcenas und der Schenkung des Sabinums, und zwar führte die Besserung der äusseren Lage in Verbindung mit dem Studium der edelsten Geisteswerke den Dichter zu derjenigen inneren Freiheit, die den poetischen Stoff immer mehr objektiviert und mit der Ruhe und feinen Ironie betrachtet, die an Horaz zu allen Zeiten gerühmt wurde.

Mit dem Jahre 30 war die Satiren- und Epodendichtung beendet.

Epodos XVII.

Einen formellen Abschluss erhielt letztere durch Epodos XVII, welcher nach allgemeiner Annahme das letzte Gedicht dieser Gattung ist.

Der Dichter leistet bekanntlich hier der von ihm Epod. V und Sat. I, 8 geschmähten Canidia ironische Abbitte, Abbitte für alle Invektiven der vorhergehenden Zeit. Inhalt und Bedeutung des Gedichtes wären aber nicht erschöpft, wollte man, wie die meisten Herausgeber thun, dabei stehen bleiben und nicht vielmehr deutliche Beziehungen auf den damals erfolgten Abschluss der Epodendichtung erkennen. Ja man kann sagen, die in dem Gedichte niedergelegte deprecatio an Canidia ist nur eine poetische Form für jenen Abschluss.

Obgleich nämlich Horaz seiner Feindin nichts schenkt und in Einzelheiten sogar bis zu unpoetischer Derbheit sich versteigt, (v. 50), so sieht man doch deutlich, dass er den Kampf einstellen, dass er abschliessen möchte mit dieser Art von Poesie. Wie verschieden ist der Ton unseres Epodos z. B. von dem fünften? Dort noch heftige Invektive und archilochische Schärfe, hier dagegen diejenige heitere Lebensanschauung, die wir schon in den letzten Satiren beobachteten, und der bestimmte Verzicht auf die Fortsetzung der seither geübten Polemik, alles dies freilich unter der Form, dass der Dichter besiegt und gezwungen die Waffen strecke (iam iam efficaci do manus scientiae v. 1 und ergo negatum vincor ut credam miser v. 27), um nicht unter dem Bann der Magie der Canidia zu erliegen (parce vocibus sacris v. 6). Nur formell-poetisch, aber der Erhöhung der Ironie dienlich sind natürlich die Beispiele vv. 8—18.

Die Verse ‚Dedi satis superque pœnarum tibi‘ leiten die Folgen der Zaubertränke ein.

Wenn auch in den folgenden Versen ‚Fugit iuventas‘ etc. Übertreibung liegt, die namentlich darin besteht, dass jene Folgen der Einwirkung der Canidia zugeschrieben werden, so ist doch nicht ausgeschlossen, dass die bezeichneten Symptome der dahin geschwundenen Jugend wahr sind: der jugendliche Duft ist dahin; das Haar bleich; Nacht drängt den Tag; das Gemüt im Banne der Sorgen. Da nun auch aus andern Stellen (Epp. I, 20, 24 und Od. III, 14, 25) hervorgeht, dass das Haar des Dichters früh ergraute, so stehen diese Kennzeichen mit der Annahme, dass das Gedicht in das J. 30 fällt, nicht im Widerspruch. Horaz war damals 35 Jahre alt und damit allerdings der erste Duft dahin.

Wenn ferner der Dichter v. 27 zugesteht, durch die Sabellersprüche besiegt zu sein, und gleich dem brennenden Herkules Alles aufbietet, um aus dem qualvollen Zustande herauszukommen, und ausruft: quæ finis aut quod me manet stipendium? so liegt doch darin das Aufgeben des Kampfes ausgedrückt. Und es handelt sich für ihn nur noch um die Sühne: Effare; iussas cum fide poenas luam (v. 37).

Als solche bietet er ein lyrisches Gedicht an: sive mendaci lyra voles sonari (v. 39). Da nun mit dem bisher dargelegten Gedankengang des Epodos Ode I, 16 in deutlicher Verbindung steht, so ist wohl kein Zweifel, dass der Dichter eben damit dieses Gedicht meint,

mag es nun damals schon abgefasst gewesen sein oder nicht. Jene Ode drückt, wie wir noch darlegen werden, den Abschluss der Jambenpoesie noch deutlicher aus. Besteht aber der gemeinte Zusammenhang wirklich, so ist Epodos XVII zugleich ein zur Odendichtung überleitendes Gedicht, wie ja die Epoden überhaupt in Form und Inhalt den Oden ähnlich sind.

Auch Canidia betrachtet in ihrer Antwort die Invektiven des Dichters als abgeschlossen. Es geht dies teils aus dem Gesamtinhalt ihrer Worte hervor, wornach es sich für sie nur darum handelt, dem Verleumder ihres Namens die empfindlichste Strafe auszusinnen und dem Besiegten die Ruhe der Seele zu rauben. Unglücklich müsse er sein Leben hinschleppen, ebenso sehr sich nach Erlösung sehnend wie Tantalus, Sisyphus oder Prometheus, aber ebenso wenig von seinen Qualen befreit wie diese. Auch einzelne Ausdrücke wie ‚inultus ut tu riseris' (v. 56) und ‚impune ut Urbem nomine impleris meo' (v. 59) dürften, indem die Schmähungen als in der Vergangenheit liegend bezeichnet werden, beweisen, dass auch Canidia an eine Fortsetzung derselben nicht denkt.

carm. I, 16. An Epodos XVII schliesst sich, wie schon bemerkt, carm. I, 16 an. Und wenn das erstere Gedicht die Einstellung des Kampfes gegen Canidia proklamiert, worin wir allerdings, da die Epoden wesentlich polemischer Natur sind, den Gedanken des Abschlusses der Epodendichtung überhaupt fanden, so hat die Ode gerade diesen Abschluss zum Gegenstande. Völlig irrelevant ist dabei, wie die „schönere Tochter der schönen Mutter" heisst, ob Tyndaris oder anders.

Sowohl die Scholiasten als auch die neueren Herausgeber hielten sich bei der Erklärung und Beurteilung des Gedichts viel zu sehr an Äusserlichkeiten, ohne auf den inneren Zusammenhang mit verwandten Gedichten zu achten*).

Dass nun wirklich das in Rede stehende Gedicht eine Erweiterung des dem XVII. Epodos zu Grunde liegenden Themas ist, wird das Folgende klar ergeben. Nur kann die Schöne, welcher die Ode gewidmet ist, Canidia nicht gewesen sein, wie Comm. Cruq. und einige Überschriften annehmen. Das widerspricht der Behandlung, die er ihr in den Epoden angedeihen liess und dem Umstande, dass die Schöne, deren Freundschaft er wünscht, keine alte, sondern eine junge Dame gewesen sein muss, wie aus der Ode hervorgeht. Ob deren Name Tyndaris war, wie Porphyrion behauptet, kann man nicht wissen und ist auch ohne Bedeutung, jedenfalls aber hat der Scholiast darin Unrecht, dass er Epodos und Ode für dieselbe Person in Anspruch nimmt.

Wenn ferner der Scholiast Pseudo-Akron das Gedicht als eine Nachahmung der an Helena gerichteten Palinodie des Stesichoros bezeichnet, und zwar deswegen, weil aus Epod. XVII v. 41—43 hervorgehe, dass Horaz jenes Gedicht des Stesichoros gekannt, so ist zu bemerken, dass diese Annahme in der Ode keine Begründung findet. Eine Palinodie d. h. eine Rücknahme der Schmähungen auf Canidia (v. 27: recantatis opprobriis) ist das Gedicht allerdings, jedoch mehr in dem Sinne des Scholiasten Porphyrion, der Stesichoros ganz aus dem Spiele lässt. In diesem Sinne kann schon der Epodos als Palinodie gelten.

Der Dichter will also der Ode zufolge den Lästerjamben unbedingt ein Ziel setzen. Nach dem, was wir schon bemerkten, braucht nicht mehr auseinandergesetzt zu werden, welche Gedichte damit gemeint sind, und Kiessling in der Inhaltsübersicht über unsere Ode hätte die

*) Nie und nimmer ist es, wie Kiessling meint, ein blosses Gelegenheitsgedicht (an Cinara?), weil dadurch der sichtbar vorhandene Zusammenhang mit Epodos XVII gewaltsam zerrissen würde.

Bemerkung nicht machen sollen: „Die auf sie (die Schöne) bezüglichen Oden scheint der Dichter vernichtet zu haben."

In pathetischer, aber scherzhaft gemeinter Ausführung schildert der Dichter v. 5—20 die den Jamben, wie er die Epoden immer nennt, zu Grunde liegende Seelenstimmung.

Er bezeichnet sie mit ‚tristes iræ'. Damit ist wohl der Zorn gemeint, von dem auch sein Vorbild Archilochus erfüllt war, und womit dieser der Sage nach bei seinen Feinden schreckliche Wirkungen erzielte. Und auch Horaz schildert seinen Zorn fürchterlich genug, Prometheus habe des wüthenden Löwen Grimm unserer Galle beigemischt. Und eben Gift und Galle war ein Charakteristikum der Gedichte des Archilochus, mit dessen wenig freudvollem Dasein das Leben des Horaz in der ersten Zeit seiner dichterischen Wirksamkeit manche Ähnlichkeit hatte. So scheint also der Dichter mit ‚tristes iræ' den Grundcharakter der im Geiste des Archilochus gehaltenen Epodendichtung bezeichnet zu haben.

Diesen Gedanken von dem Ursprung und der Wirkung des Zornes kleidet der Dichter in den vv. 5—20 in eine mythologische Form, welche, in den Oden überhaupt häufig, so auch in diesem Gedicht einen breiten Raum einnimmt. Wie in andern Punkten, so berührt sich auch in dieser Einmischung mythologischen Beiwerks die Ode mit dem besprochenen Epodos. Es ist dies ein Moment, das vielleicht auch dafür sprechen dürfte, dass die beiden Gedichte zeitlich nahe zusammen gehören. Der Zorn von der vorhin geschilderten Art und Gewalt ergriff auch ihn in der süssen Jugend und veranlasste ihn zu den stürmischen (celeres) Jamben.

Wenn der Scholiast Pseudo-Akron zu v. 5 sagt: amoris se furore peccasse fatetur, so trifft er das Richtige, und ferner ist der durch Liebesverhältnisse in der süssen Jugend hervorgerufene Zorn, wie ja auch Archilochus durch unglückliche Liebe zu den leidenschaftlichsten Jamben getrieben worden sein soll*). Also der von Natur im Menschen liegende Zorn wurde durch die Erfahrungen der Jugend mächtig angeregt und war der nächste Anlass zur Jambenpoesie. Alteriert wird diese Ansicht nicht dadurch, dass die vorhandenen Jamben auch solche in sich begreifen, die nicht vom Zorn eingegeben sind.

Jetzt dagegen i. J. 30, wo im Leben des Dichters die Sturm- und Drangzeit (fugit iuventas Epod. XVII, 21) vorüber und, was nicht weniger wichtig, durch den Besitz des Sabinum auch die äusseren Verhältnisse in eine ruhigere Bahn geleitet sind, jetzt soll dementsprechend auch die Dichtung einen milderen, freundlicheren Charakter annehmen (nunc ego mitibus Mutare quæro tristia Od. I, 16, v. 25) d. h. die Epodendichtung ist abgeschlossen, und es beginnt eine neue Epoche von wesentlich anderem Charakter, von milderer und freierer Anschauung.

Die Ode aber, weil Horaz die Palinodie des Stesichoros kennt (Epod. XVII, v. 44) mit Rücksicht auf ‚recantatis opprobriis' dem Scholiasten zufolge als eine Nachahmung jener Palinodie zu bezeichnen, ist eine zu äusserliche Auffassung. Jedenfalls müsste der Palinodie des Horaz ein weiterer Sinn beigelegt werden. Demnach wäre sie in Form einer Rücknahme der Schmähungen ein Abschluss der invektiven Jambenpoesie.

Mit der eben behandelten Ode in Zusammenhang gebracht wird von den Scholiasten die folgende, carm. I, 17, und zwar betrachten beide Scholiasten übereinstimmend das Gedicht als eine weitere Palinodie zur vollständigen Versöhnung der Tochter (Tyndaris), deren Mutter carm. I, 17.

*) Nauck erklärt ‚in dulci iuventa' fast gleichbedeutend mit „unbegreiflicher Weise", weil celeres iambi zur süssen Jugend nicht passten. Auch unbegreiflich.

der Dichter in den Epoden so übel mitgespielt. Manche Herausgeber (Schütz) sind geneigt, ihnen hierin zu folgen, nach unserer Ansicht ganz mit Unrecht. Es scheint vielmehr gar kein Zusammenhang zwischen Ode 17 und 16 zu bestehen, und es würde das Gedicht auch hier nicht behandelt, wenn es nicht geschähe, um eben das Fehlen dieses Zusammenhangs nachzuweisen.

Wenn es schon eine willkürliche Annahme ist, Tyndaris mit der Adressatin der vorhergehenden Ode zu identificieren, so scheint die weitere Annahme, dass Od. 17 die zweite Palinodie sei, noch viel willkürlicher, gar nicht zu reden von der Zusammenstellung Tyndaris-Helena, da es sich um den Preis der Schönheit in beiden Gedichten gar nicht handelt.

Vor Allem müsste doch in dem Gedichte eine Beziehung auf das bisherige Verhältnis in der Weise der vorhergehenden Ode hervortreten, aber wir hören nichts von den Epoden, nichts von einer recantatio. Vielmehr weist das Gedicht, nach der letzten Strophe zu schliessen, in welcher ja die Hauptpointe liegt, auf ein griechisches Motiv (vgl. die Ausg. von Schütz). Und wenn Schütz zur letzten Strophe ein Fragment aus Anakreon citiert, so stimmt dies trefflich mit v. 18, wo Tyndaris zu einem Liede ‚fide Teia' aufgefordert wird über das sehnsuchtsvolle Ringen der Penelope und Circe um Ulysses. „Wohl nicht absichtslos" (Kiessling) ist im Anschluss daran der alkäische Wein erwähnt. Überhaupt zeigt das Gedicht in den letzten drei Strophen ausschliesslich griechische Form. Römisches Kolorit erhält das Gedicht erst durch die Verlegung der Scene nach dem sabinischen Landgut, von dessen idyllischem und friedlichem Charakter der Dichter ein anmutreiches Bild entwirft, und wo der Freundin ein reiches Mass des schönsten Schmuckes der Felder aus mildem Füllhorn erblühen soll.

Noch zwei Punkte aber sind es, welche das Gedicht von der vorhergehenden Ode zu entfernen scheinen.

Wenn man auch Kiessling zugeben kann, dass v. 10 unter ‚dulci fistula' nicht der Tyndaris, sondern des Faunus Syrinx zu verstehen sei, so scheint die Form ‚personuere', mag man sie als Perfekt oder aoristisch fassen, doch auf eine Bekanntschaft der Tyndaris mit dem Leben auf dem Sabinum zu deuten. Sonach kann diese in den letzten drei Jahren (i. J. 33 erfolgte die Schenkung des Sabinum) dem Dichter nicht fern gestanden haben, woraus wiederum folgen würde, dass Tyndaris und die im vorigen Gedicht als wiedergewonnen bezeichnete Schöne nicht identisch sein können.

Vorliegende Ode scheint aber nicht nur in keinem Zusammenhang mit der vorhergehenden zu stehen, sondern auch später abgefasst zu sein. Wir schliessen dies aus v. 13: Di me tuentur, dis pietas mea et Musa cordi est.

Wenn der Dichter noch in der vorhergehenden Ode als den Grundcharakter seiner Gedichte den Zorn bezeichnete, und hier pietas, die Frömmigkeit, so sind dies starke Gegensätze, wenn ferner die Götter an der Muse des Dichters wegen der Frömmigkeit Gefallen finden und sie in ihren Schutz nehmen, so scheint dies der Dichter doch nicht in einer Zeit sagen zu können, wo erst der Wandel sich vollzieht (nunc ego mitibus mutare v. 25). Dem ruhigen, anmutigen Tone zufolge in Verbindung mit dem eben berührten Punkte wird das Gedicht später als ins Jahr 30 zu setzen sein. Zwischen Ode 16 und der unsern muss ein Zeitraum liegen, in welchem die horazische Poesie den Charakter annehmen konnte, wie er v. 13 bezeichnet ist. Auf ein bestimmtes Jahr aber zu raten, wäre müssig. „Sterilum agrum frustra rimeris" sagt Franke.

(Fortsetzung folgt.)

